

MARKUS THIELE
Zeit der Schuldigen

MARKUS THIELE

**ZEIT DER
SCHULDIGEN**

Roman nach einem wahren Kriminalfall

Lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2024 by Bastei Lübbe AG,
Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und
Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Dr. Arno Hoven, Düsseldorf
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde unter der Verwendung
von Motiven von © shutterstock: kwest | Simbert Brause
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Utopia
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0038-6

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Ne bis in idem
(Art. 103 Abs. 3 GG)

*Everything I tell you has been spoken
And everything I say was said before
But everything I feel is for the first time
And everything I feel, I feel for you.*

Return to me, October Project, 1993

*Für Marion.
Du weißt, warum.*

Der vorliegende Roman wurde inspiriert durch den realen Fall der 1981 ermordeten Frederike von Möhlmann. Insbesondere die hier im Buch dargestellte Prozesshistorie im Anschluss an die Tat und die rechtlichen Zusammenhänge entsprechen in ihren wesentlichen Elementen weitgehend den tatsächlichen Geschehensabläufen. Die Personen im Text, ihre Beziehungen zueinander und ihre Handlungsmotive sind hingegen frei erfunden.

ERSTER TEIL

SCHULD

Prolog

Neun Millimeter

November 2022

Anne erkennt ihn sofort, als sich die Tür der Regionalbahn öffnet und er auf den Celler Bahnsteig tritt. Sein zurückgekämmtes Haar schimmert im Morgenlicht wie Raureif. Die dichten Koteletten reichen bis zu den Kieferknochen hinab und erinnern noch immer an Fingernagelbürsten. Der Lodenmantel ist speckig und glänzt, Volker März trägt ihn beinahe sein ganzes Leben. Er geht aufrecht und lächelt. Es ist das Lächeln eines Mannes, der sich sicher ist, die Welt kann ihm nichts anhaben. Er nimmt Anne nicht wahr, als er auf den Ausgang zutritt.

Es ist der 22. November 2022 – irgendwie eine Schnapszahl, denkt sie. März ist inzwischen zweiundsiebzig Jahre alt, er ist immer noch schlank und einen Meter dreiundachtzig groß. Er hat für sein Alter eine durchtrainierte Figur. Steht alles in der Ermittlungsakte, die mehrere Tausend Seiten umfasst. Anne kennt sie auswendig, jedes Detail hat sie im Kopf. Er treibt dreimal pro Woche Sport in einem Fitnessstudio, und noch immer hilft er stundenweise als Hausmeister bei einer Wohnungsgenossenschaft aus. Er kann sich von dem Job nicht trennen, hat er bei einer seiner Vernehmungen mal gesagt, die Kollegen und die Hausbewohner liebten ihn so sehr. Er sei dort die gute Seele, das hat er auch mal gesagt.

Der Taxistand ist verwaist. März stellt seine Aktentasche auf den Boden und zündet sich eine Zigarette an. Nebel hängt über dem Bahnhofsvorplatz und zieht durch die Straßen, es ist feucht und kalt. Menschen kommen und gehen. Sie reden nicht mitei-

inander, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Einige telefonieren, andere starren zu Boden, und alle haben es eilig. Die beste Deckung findet sich in der Anonymität der Masse.

Als Anne sich hinter ihn stellt, riecht sie sein Rasierwasser. Tabac Original. Es ist süß. Es ist zu männlich für ihn.

»Guten Morgen, Herr März«, sagt sie.

Er dreht sich um, seine Zigarette fällt zu Boden. »Frau Paulsen. Was wollen Sie von mir?«

Sie zieht ihre Dienstwaffe unter der Jacke hervor und drückt ihm die Mündung in den Bauch; sie achtet darauf, dass kein anderer die Pistole sehen kann. »Wenn Sie schreien oder sich zur Wehr setzen, erschieße ich Sie auf offener Straße. Haben Sie das verstanden?«

Er nickt. Sein Haar ist dünn geworden, der Wind spielt mit den flusigen Strähnen.

»Und wenn Sie nicht genau das tun, was ich Ihnen sage, erschieße ich Sie auch. Haben Sie das auch verstanden?«

Er nickt noch einmal.

»Wir gehen jetzt zu meinem Wagen, und Sie werden einsteigen. Wir machen eine kleine Spritztour.«

»Sie sind ja verrückt geworden. Was soll das?«

Anne drückt die Waffe fester gegen seinen Unterleib. »Drehen Sie sich um. Sie gehen vor. Dahinten, der blaue Golf. Machen Sie schon.«

März nimmt seine Tasche auf und setzt sich in Bewegung. Sein faltiger Nacken ist ausrasiert, die gebräunte Haut mit Altersflecken gesprenkelt. Er trägt seine goldene Panzerkette um den Hals, sein Lieblingsschmuck. Er hustet und räuspert sich, das typische Kratzen einer Raucherlunge. Anne denkt an seine gelben Finger, von denen in der Akte immer wieder die Rede ist.

Sie dirigiert ihn zur Beifahrertür ihres Golf. Beim Einsteigen hält sie die Waffe weiter auf ihn gerichtet, und als auch sie im

Wagen Platz genommen hat, wirft sie ihm ein Paar Handschellen zu. »Los, anlegen.«

Mit fahrigen Bewegungen kommt er ihrer Anweisung nach. »Ich bin ein freier Mann, das wissen Sie. Was Sie machen, ist ungesetzlich.«

Sie startet den Motor.

»Wo bringen Sie mich hin?«

»Schnauze«, sagt sie, während sie kurz in den Seitenspiegel blickt und aufs Gas tritt.

Er soll nicht reden. Noch nicht. Er wird noch genug Zeit zum Reden haben. Er wird sich wünschen, nie wieder so viel Zeit zu haben. Anne spürt, wie sich ihre Haut spannt. Ihr ist, als würde alle Luft aus dem Wagen gesaugt, als würde er von außen zerdrückt.

Die Straßen der Celler Innenstadt sind ungewöhnlich leer für acht Uhr früh. Anne fährt in Richtung Westen. Sie biegt auf die B216, die nach Hambühren führt. März denkt jetzt wahrscheinlich, er weiß, wohin sie mit ihm will, deshalb fragt er kein weiteres Mal. Aber mit dem Ziel ihrer kleinen Reise, wo sie alles für ihr Kommen vorbereitet hat, rechnet er mit Sicherheit nicht.

Sie nimmt ihr Handy aus der Hosentasche. Thomas hat versucht, sie zu erreichen, war klar. Sechs Mal in den letzten acht Stunden. Er gibt keine Ruhe, war auch klar. Sie schaltet das Gerät aus. So ist keine Ortung möglich.

Der ganze Wagen riecht nach Tabac Original, als würden zwei Millionen Duftbäume damit am Rückspiegel baumeln. Sie öffnet das Fenster einen Spalt. Frische Luft dringt herein. Die Scheibenwischer kämpfen gegen den Nebel an, der immer wieder einen Schleier auf die Frontscheibe legt.

»Das wird Sie Ihre Dienstmarke kosten«, sagt er und lacht künstlich auf.

Das Lachen wird ihm vergehen, egal, ob echt oder nicht.

Im Rückspiegel sieht Anne einen Wagen, der schon seit Celle hinter ihr ist. Ein schwarzer Volvo. Sie kennt niemanden, der einen schwarzen Volvo hat. Sie verlangsamt das Tempo, der fremde Wagen kommt im Spiegel näher. Er scheint ebenfalls langsamer zu werden. Annes Herzschlag dagegen wird schneller. Sie steuert ihr Auto in die nächste Parkbucht und hält an.

»Was ist los?«, fragt März.

Der Volvo fährt vorbei. Der Fahrer trägt eine Kapuze. Sie erkennt ihn nicht, kann sein Gesicht nicht sehen. Könnte auch eine Frau sein ... könnte alles Mögliche sein. Sie sieht Gespenster. Ermittlerkrankheit. Überall lauern Gespenster.

Sie steuert ihren Golf wieder auf die Straße und fährt weiter.

Etwa dreihundert Meter vor Hambühren biegt sie rechts auf das weiträumige Grundstück. Das alte Bahnhofsgebäude, das von einem Bauzaun umschlossen wird, ist völlig verfallen, die Kneipe darin ebenso. Über dem Eingang hängt noch immer das vertraute Schild: »*Wartesaal*«.

Als Anne gestern alles herbrachte, traute sie ihren Augen nicht. Ein paar der Fenster waren eingeschlagen und vergittert, der Tresen und etliche Stühle demoliert. Überall Dreck, Taubenkot, Glasscherben, kaputte Bierkrüge. Das uralte Radio mit Plattenspieler lag auf dem Fußboden, das Klavier hingegen war immer noch dort, wo es früher schon gestanden hatte, hinten in der Ecke. Und alles war bedeckt mit einer dicken Patina aus Staub.

Sie parkt hinterm Haus. Die Gleise gegenüber werden seit den 1980er Jahren nicht mehr befahren, zwischen den Bahnschwellen wachsen Büsche und Sträucher.

Das Abrissunternehmen hat zwei Bagger auf dem Schotterplatz abgestellt und einen Container. Morgen gehen die Arbeiten los, morgen früh um acht rücken die Jungs an und legen alles in Schutt und Asche. Dann ist der *Wartesaal* Geschichte.

Perfekter kann ein Ort nicht sein, auch wenn die Zeit knapp werden könnte.

März schüttelt den Kopf.

Sie steigt aus und öffnet die Beifahrertür. »Raus!«

Er stemmt sich aus dem Auto. So durchtrainiert ist er offenbar doch nicht, das Alter hat mehr Spuren hinterlassen als nur weiße Haare. Er ist einen Kopf größer als sie, ein alter, knochiger Mann. Seine gefesselten Hände zittern. Sie packt ihn am linken Oberarm und zieht ihn mit sich zur Bodenluke.

»Was soll das werden?«, fragt er. »Wollen Sie mich hier einsperren und verhungern lassen?«

Keine schlechte Idee. Aber sie hat etwas anderes mit ihm vor.

Sie zieht das Vorhängeschloss aus den Metallwangen der Luke. Es hat gestern unter dem Druck der Brechstange sofort nachgegeben und war problemlos aufgesprungen.

Acht Stufen führen in den Keller. Daneben ist eine kleine Rampe, auf der früher die Bierfässer hereingerollt wurden. Alles ist mit Matsch und Laub verschmiert und schlierig. Beim Hinabgehen stützt Anne März unterm Arm.

Unten ist es vollkommen finster. Sie schaltet ihre Taschenlampe ein. Der weiß gestrichene Lehmputz ist an unzähligen Stellen von den Wänden gebröckelt. Modriger Geruch hängt in der Luft. Als Kind hat Anne sich nur selten hierher getraut. Sie glaubte, überall würden Geister lauern, es war furchtbar unheimlich. Heute weiß sie, dass es keine Geister gibt. Dennoch flößen ihr die Kellerräume Unbehagen ein. Sie ist froh, als sie März die Holzstufen emporschieben kann, die in die Kühlkammer hinter dem Schankraum führen.

In der Kühlkammer stehen noch die alten Regale, Metallgestelle mit Einlegeböden aus Spanholz. Die Schiebetür zum Lastenaufzug in der Wand steht offen. In diesem Raum hat Mutter damals ihre Vorräte aufbewahrt: Fleisch, Konservendosen,

Gemüse und Schnapsflaschen. In der Ecke stand eine Kühltruhe, darin gab es immer Eis am Stiel oder mit Waffelhörnchen.

Anne öffnet den Querriegel der schweren Stahltür und schiebt März in die ehemalige Gaststube. Der *Wartesaal* – ein guter Name für eine Bahnhofskneipe. Vor der Theke sind Barhocker im Boden verschraubt. Die runden Sitze lassen sich drehen.

»Setzen Sie sich«, sagt sie und deutet auf einen der Hocker. Im Raum ist es dunkel, die Fensterjalousien sind heruntergelassen. Der Strahl der Taschenlampe tanzt über März' Gesicht.

Er kneift die Augen zusammen und setzt sich. Seine Kniegelenke knacken. Sie öffnet eine seiner Handschellen und befestigt sie am Hockerbein. Das wird halten. Aus eigener Kraft kommt er davon nicht los.

Natürlich weiß er, wo er ist, auch wenn er so tut, als säße er zum ersten Mal an dieser Theke.

Anne schenkt in zwei der hergebrachten Gläser Mineralwasser ein und schiebt eines zu ihm rüber. Er greift mit der linken Hand danach und trinkt.

Seine tiefliegenden Augen sind dunkel umrandet, die buschigen Brauen darüber inzwischen silbern und die Pupillen ganz hell. Sie leuchten wasserblau. Wie damals.

Seinem Blick nach zu schließen scheint er nicht zu erkennen, wen er mit Anne wirklich vor sich hat. Aber das kommt schon noch.

Gegenüber steht der Stammtisch. Anne sieht ihn voller Menschen. Mutter ist dabei, ein paar Onkel und Tanten und sogar Oma und Opa. Alle Erwachsenen rauchen. Im Holzofen brennt Feuer. Lachen ... Und überall stehen Biergläser herum. Wenn mehrere davon leergetrunken sind, geht Mutter mit ihnen hinter den Tresen, spült sie durch und zapft sie wieder voll. Dazu Schweineschnitzel auf den Tellern, panierte Fleischlappen mit

Hela-Soße, Paprikastreifen, Zwiebeln und Pommes. Anne ist vier oder fünf Jahre alt. Sie könnte sich reinsetzen in Mutters Soße, und natürlich mag sie am liebsten Pommes frites. Sie spielt mit dem Playmobil-Polizeiauto oder mit ihren Puppen; Opa hat nur für sie ein kleines Holzhäuschen gebaut. Opas Hände sind voller Gicht, sie sind rau und riesengroß, aber ganz warm, wenn er ihr über die Wangen streichelt.

Anne hat gern auf seinem Schoß gesessen. Trotz seiner Gicht Hände hat er oft Klavier gespielt. Er ist zu früh gestorben.

Ihr Herzschlag geht schnell. Er ist ungleichmäßig, als hätte das Rad, das den Kreislauf antreibt, eine Unwucht.

Ihre Finger sind klamm und steif vor Kälte. Sie nimmt ein paar Holzscheite aus der Ecke, schichtet sie im Ofen auf, wie sie es von Opa gelernt hat, stopft Zeitungspapier dazwischen und zündet es an. Das Holz ist ausgedörrt, es brennt sofort. Der Rauch zieht durch das Rohr nach draußen.

März schaut ihr zu. Seine Nasenflügel zucken, als würden sie irgendeinen unangenehmen Gestank wahrnehmen. Und er grinst. Das Grinsen sticht ihr in den Magen.

Die Luft in der Gaststube erwärmt sich, daran können auch März' Eisaugen nichts ändern, die sich im Raum umsehen. Hört er auch das Klavier spielen, auf das er starrt? Und weiß er noch, dass der Zigarettenautomat vorn rechts neben dem Ausgang stand?

»Und jetzt?«, fragt er. »Was machen wir jetzt?«

Sie nimmt den Laptop, den sie gestern hergebracht hat, vom Regal, klappt das Display auf und schließt das Diktiergerät an. Die Spracherkennungssoftware ist auf dem neuesten Stand. Anne hat das Programm auf März' Stimme trainiert; die alten Bänder aus seinen Vernehmungen von damals sind alle noch bei den Akten. Sie hatte sich die Sache schwieriger vorgestellt, aber es war alles in wenigen Minuten erledigt.

Sie schaltet das Gerät ein und setzt sich auf den Hocker neben ihn.

»Jetzt«, sagt sie. »Jetzt reden wir.«

Er beginnt zu lachen. Erst sacht, dann lauter und unkontrolliert. Er lacht schließlich so heftig, dass er wieder husten muss. Mit seiner linken, freien Hand wischt er sich übers Gesicht. »Ihr Eifer ist wirklich einmalig«, sagt er.

»Nehmen Sie Ihr Telefon in die Hand.«

»Was?«

»Sie haben mich verstanden.«

Er holt sein Telefon aus der Manteltasche. »Haben Sie kein eigenes?« Er grinst.

Sie legt den Zettel vor ihm auf den Tresen. Ganz oben hat sie mit rotem Kugelschreiber die Nummer ihres Diensttelefons im Präsidium geschrieben. Darunter steht der Text.

»Sie werden jetzt diese Nummer wählen. Wenn die Mailbox anspringt, sprechen sie diesen Text.« Sie zeigt auf das Papier.

Er nimmt den Zettel in die Hand, überfliegt die Zeilen und legt ihn zurück. »Was soll der Scheiß?«

»Machen Sie schon. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Vergessen Sie's.«

Sie zieht ihre Dienstwaffe aus dem Holster, ganz ruhig, ganz sacht, und legt sie auf den Tresen.

Er starrt auf die Pistole und fängt an, auf seiner Unterlippe zu kauen.

Sie beugt sich ein Stück zu ihm hinüber. Der süßlich-herbe Duft seines Rasierwassers passt wirklich nicht zu ihm.

Langsam nimmt sie die Waffe in die Hand und führt sie nach unten. Sie drückt den Lauf an seine Kniescheibe und spannt den Hahn.

»Was soll das?«, fragt er zu laut. Seine Stimme klingt nervös, sein Oberkörper zuckt zurück. »Lassen Sie das.«

Sie drückt ab.

März schreit auf. Die P6 war nicht geladen, seine Kniescheibe ist nur vom nach vorn stoßenden Pistolenauslauf getroffen worden. Anne greift in ihre Jackentasche, nimmt ein volles Magazin heraus und tauscht es gegen das leere im Griff der Waffe. Sie zieht den Schlitten zurück und lässt ihn nach vorn schnellen. Das Projektil rastet ein, der Metallverschluss schnappt zu. Erneut führt sie die Mündung an sein Knie, und erneut spannt sie den Hahn.

»Sie sollten mich ernst nehmen«, sagt sie und lächelt, auch wenn es ihr schwerfällt.

Das Kaliber der P6 beträgt neun Millimeter, die Mündungsgeschwindigkeit liegt bei dreihundertvierzig Metern pro Sekunde. Das entspricht etwa der Geschwindigkeit des Schalls, weshalb das menschliche Gehör den Knall des Abfeuerns erst wahrnimmt, wenn die Kugel längst im Ziel steckt.

Anne drückt ein zweites Mal ab.

Hätte sie erneut seine Kniescheibe im Visier gehabt, wäre der Knochen zertrümmert worden, noch bevor März den Schuss gehört hätte. Stattdessen steckt die Kugel im Fußboden. Dennoch schreit März laut auf – nicht vor Schmerz, sondern vor Entsetzen. Für Schmerz bleibt noch genug Zeit.

»Seien Sie still«, sagt Anne. »Tun Sie einfach nur das, was ich Ihnen sage.«

Er nimmt sein Telefon und wählt die Nummer. »Hallo, Frau Paulsen. Ich bin's, Volker März. Wir müssen reden. Bitte kommen Sie zu mir. Am besten jetzt gleich. Ich bin zu Hause. Es ist wichtig. Danke.«

Sein Kehlkopf geht auf und ab. Er bewegt sich mit der gleichen Unwucht, die auch Annes Kreislauf beherrscht und die jetzt, genau in diesem Augenblick, zu einer Wucht geworden ist.

1.

Von Ohrläppchen zu Ohrläppchen

November 1981

Zuerst roch der Tod nach Desinfektion, die Verwesung kam später. Das galt vor allem hier, im Sektionsraum der Eppendorfer Rechtsmedizin, den Kriminalhauptkommissar Klaus Margraf seit Jahren kannte und an den er sich nie gewöhnen würde.

Er stand in der Mitte des Raumes und wusste nicht, wohin mit seinen Händen. Die Luft war erfüllt von Spiritus und Chlor, auch eine Spur Essig mochte dabei sein. Von der Decke fiel grelles Neonlicht. An der Wand befanden sich schachbrettartig die Edelstahluklen für die sterblichen Überreste derer, die ins Jenseits gegangen waren. Das Ganze wirkte wie ein riesiger Apothekerschrank, drei Meter hoch und bestimmt acht Meter breit. Sechs Luken nebeneinander, vier übereinander. Vierundzwanzig Verwahrorte für Suizide, Morde und diejenigen Fälle, bei denen sich ein natürliches Ableben herausstellen würde – Verwahrorte für den Tod. Und irgendwie auch für das Leben.

Margraf, lass das. Pathos steht dir nicht. Er zwirbelte seinen Schnauzer. Er zwirbelte ihn immer nur an der linken Seite. Freunde und Kollegen lachten schon darüber und behaupteten, der Bart sei dadurch asymmetrisch – links etwas länger und spitzer als rechts.

Eine Lichtröhre an der Decke knackte und begann zu flackern, aber schon nach wenigen Sekunden funktionierte sie wieder. Auf einem Rollwagen, der wie die Luken an der Wand aus Edelstahl gefertigt war – irgendwie war hier sehr vieles aus Edelstahl gefertigt –, warteten Scheren, Zangen und Pipetten,

Metallschalen, Spreizer, Sägen und Skalpelle auf ihren nächsten Einsatz. Margraf ging langsam darauf zu, jeder Schritt im Raum erzeugte ein Echo.

Es blieb für ihn ein Rätsel, was Menschen dazu brachte, Gerichtsmediziner zu werden – welchem Antrieb sie folgten, Leichen aufzuschneiden, Organe zu sezieren und all das schwarze Blut und den Gestank zu ertragen. Dabei sahen die meisten aus wie du und ich. Sie kamen morgens zum Dienst, blieben acht oder mehr Stunden im Reich der Toten und fuhren am Abend heim zu Frau und Kind, als hätten sie in ihrem Job nichts Besonderes erlebt. Margraf kannte einige von ihnen. Sie alle beherrschten ihr Metier, aber herausragend war allein einer: Professor Dr. Victor von der Straten. Er liebte seinen Beruf und gab sich ihm hin, wie ein Musiker sich seinem Klavier hingab oder ein Maler seinen Farben: sanft, gefühlvoll, ernst und stets voller Respekt gegenüber den Toten. Immer, wenn Margraf ihn im Institut aufsuchte, ergoss sich leise Schlagermusik aus den Lautsprechern, die in die Raumdecke eingebaut waren, und immer besangen ein Mann oder eine Frau das Schicksal der Welt oder die große Liebe und das Leid, das sie – offenbar zwangsläufig – mit sich brachte.

Das war heute nicht anders. Jürgen Drews mit *Ein Bett im Kornfeld* erklang in dem gekachelten Raum.

Margraf zog seinen Mantel aus und hängte ihn an den Garderobenständer in der Ecke hinter der Tür. Der runde Ständer war aus Mahagoniholz gefertigt. Dunkel und naturbelassen, wie er war, wirkte er wie ein Fremdkörper zwischen all den weißen Kacheln, dem grauen Fliesenboden, dem gleißenden Neonlicht und dem ganzen Edelstahl an Türen und Tischen. Er hätte besser in eine Dorfkneipe gepasst. Aber der Leiter der Rechtsmedizin war eben ein Exot, und Margraf hätte es nicht gewundert, wenn er den Ständer bei einer Skatrunde in irgend-

einer lausigen Hafepinte gewonnen hätte. *Junge, komm bald wieder.*

Er trat an den Tisch und unterzog sich der immer wieder unangenehmen, doch vertrauten Prozedur. Er nahm zwei kleine Wattekugeln, tunkte sie in eine nach Menthol riechende, wachsartige Masse und schob sich die Bäusche in die Nasenlöcher. Das Menthol brannte an den Schleimhäuten, unweigerlich schossen ihm Tränen in die Augen. Unglaublich, dass sich Gerichtsmediziner selbst daran zu gewöhnen schienen.

Die Hamburger Rechtsmedizin am Uniklinikum Eppendorf zählte zu den renommiertesten Instituten im Land. Rund einhundertzwanzig Fälle von Mord und Totschlag landeten hier pro Jahr, was statistisch bedeutete, dass in der Region an jedem dritten Tag ein Mensch getötet wurde. Die Aufklärungsquote konnte sich sehen lassen, sie lag bei etwa achtundneunzig Prozent. Und ein Grund dafür war von der Straten, der in diesem Moment den Sezierraum betrat und Margraf mit Handschlag und kantigem Nicken begrüßte.

»Eine verdammte Vergeudung«, grummelte er, ging zu einer der Luken, öffnete den Hebelverschluss und zog die Metallbahre heraus.

Das Scharnier der Führungen an den Seiten rastete ein, der längliche weiße Plastiksack darauf schien zu zucken. Am Fußende baumelte ein Datenkärtchen aus hellgrüner Pappe: »Nina Markowski, geb. 01.05.1964. Todeszeitpunkt: 4. Nov. 1981.«

Fünf Tage war das her, doch Margraf war erst gestern in den frühen Morgenstunden zum Fundort gerufen worden. Ein älteres Ehepaar hatte die Leiche in einem Waldstück zwischen Celle und Hambühren entdeckt.

Unter »Todesursache« war auf dem Kärtchen vermerkt: »Fremdeinwirkung.« Das genügte für Ermittlungen. Das *Wie* würde sich später herausstellen. Kriminalistik war ein Puzzle,

war ein Suchen nach Zusammenhängen, bei dem aus Einzelteilen Stück für Stück ein Gesamtbild entstand. Von der Straten tat das an einem Metalltisch, mit Säge und Skalpell, und manchmal war seine Arbeit mehr wert als die der Kripo.

»Was haben Sie für mich?«, fragte Margraf.

Von der Straten zog sacht den Reißverschluss des Plastiksacks auf. »Das Mädchen war siebzehn. Der Täter hat sie vergewaltigt und dabei defloriert. Wir haben Spermarestes und Blut in ihrer Vagina und ihrem Slip gefunden.« Er zog den Reißverschluss bis zum Fußende und klappte die Seiten auf.

Die Wirkung des Menthols verflüchtigte sich, der Verwesungsgeruch wurde stärker, diese einzigartige Mischung aus süßlichem Fleisch und schäumender Säure. So roch nur der Tod.

Blonde, dreckverschmierte Haare. Die schwarze Wimperntusche verlaufen. Spröde, fast blaue Lippen. Der Hals war durchtrennt und provisorisch wieder zugenäht worden, die Naht sah aus wie aus einem Frankensteinfilm. In der linken Brust befanden sich zwei verkrustete Stichwunden. Die Bauchdecke war eingefallen, das Opfer hatte offenbar eine Menge Blut verloren.

»Wir haben zweiundzwanzig Messerstiche gezählt«, sagte von der Straten. Er streifte sich Latexhandschuhe über. »Neben Hals und Brust hat der Täter ihr mehrfach in die Hüfte und den Unterleib gestochen. Ich schätze die Länge der Klinge auf etwa fünfundzwanzig Zentimeter. Er muss wie besessen gewesen sein, völlig außer Kontrolle. Schauen Sie sich mal den Hals an.« Von der Straten deutete auf den Kehlkopf, der kaum noch zu erkennen war. Mit dem Zeigefinger fuhr er über die Naht. »Der Schnitt geht tief runter bis zur Halswirbelsäule. Der Kerl muss eine Menge Kraft gehabt haben. Und dann einmal von links nach rechts, sehen Sie? Keine Ausfransungen, alles ganz glatt. Er wollte auf Nummer sicher gehen. Das Herz des Mädchens hat

noch eine Weile gearbeitet und hat das Blut aus der Halsschlagader gepumpt. Sie ist ausgeblutet wie Schlachtvieh.«

Margraf beugte sich ein Stück hinab. Es war ihm schleierhaft, wie von der Straten einen sauberen Schnitt erkennen konnte. Die Wunde sah aus wie andere auch: dunkelrot, fast schwarz, wellig, voller Schorf.

»Haben Sie sonst noch was?«, fragte er.

Von der Straten ging zu einem Tisch an der Wand, auf dem eine Thermoskanne und ein paar Becher standen, und schenkte sich Kaffee ein. »Wollen Sie auch?«

Margraf winkte ab. »Ich trinke keinen Kaffee.«

Die Neonröhre an der Zimmerdecke flackerte abermals, kam aber wie beim ersten Mal gleich darauf wieder zur Ruhe.

Von der Straten hob die Schultern und nippte an der schwarzen Plörre. »Unter ihren Fingernägeln befanden sich Erde und Hautpartikel. Sie wird sich gewehrt haben und hat dabei den Täter gekratzt.« Er drehte das Radio leiser.

»Könnte es eine Beziehungstat gewesen sein?« Unwillkürlich, vielleicht aus einem Gefühl des Mitleids heraus, streckte Margraf die Hand aus, um das Gesicht der Toten sacht zu berühren, doch er konnte sich nicht dazu überwinden. Sein Arm erstarrte mitten in der Bewegung, er wandte sich von der Leiche ab. Es war immer wieder unbegreiflich, wozu Menschen imstande waren.

»Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen, Herr Kommissar?«

Margraf zuckte mit den Schultern. »Sicher.«

»Wann haben Sie die Leitung der Mordkommission übernommen?«

»Vor gut einem Jahr. Warum?«

»Wie viele Leichen haben Sie schon gesehen, die so zuge richtet waren?«

»Weiß nicht. Noch nicht so viele – jedenfalls nicht in dem Zustand.« Diese gottverdammten Wattekügelchen in seiner Nase störten, er bekam keine Luft. Er zog sie heraus und warf sie in einen Papierkorb. Sofort war der Verwesungsgestank zurück.

»Noch nicht so viele«, wiederholte von der Straten. »Aber Sie wissen, dass keine so ist wie die andere.«

Margraf nickte. Natürlich wusste er das. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich halte Sie für einen hervorragenden Ermittler. Die Sache von neulich, als Sie Staatsanwalt Jablonski davon überzeugt haben, das Ermittlungsverfahren gegen diesen, diesen ... Sie wissen schon.«

»Jan Köfler«, sagte Margraf.

»Ja, genau, Köfler, so hieß der Kerl. Als Sie Jablonski die fehlende Tatwaffe präsentiert haben ... *À la bonne heure.*«

Jablonski hatte die Sache nicht ernst genommen – warum auch immer –, und das hatte Margraf gestunken. Es gab nichts Schlimmeres als einen Staatsanwalt, der seinen Job nicht tat. Jablonski hatte zudem Margraf die Hierarchieverhältnisse spüren lassen: Er oben, Margraf unten. Daraufhin hatte Margraf dem Ermittlungsrichter seine Ergebnisse direkt präsentiert. Es hatte keinen Tag gedauert, dann war Jablonski wieder in der Spur gewesen. Margraf war ein geduldiger Mann, aber man durfte seine Geduld nicht überstrapazieren.

»Herr Jablonski ist manchmal etwas schwerfällig.«

»Wohl wahr«, pflichtete von der Straten bei. »Deshalb war Ihr Einsatz Gold wert. Nur ...«

»Nur?«

»Verletzungen bei Leichen einzuordnen, das müssen Sie noch lernen.« Von der Straten nippte wieder an seinem Kaffee.

Margraf stutzte. Verletzungen bei Leichen einordnen? Er? Was für ein Unsinn. Dafür gab es schließlich die Rechtsmedizin.

Das Beurteilen von Wunden überließ er gerne denen, die darauf spezialisiert waren, von der Straten zum Beispiel. Margraf wandte sich den Lebenden zu und ihren Beziehungen zum Opfer. Denn auf diesem Gebiet war er der Experte, und manchmal war es auch seine Arbeit, die mehr wert war als die von der Straten.

Allerdings musste sich Margraf eingestehen, dass er den Urteilen und Wertschätzungen des Gerichtsmediziners große Bedeutung beimaß. Von der Straten »Ich halte Sie für einen hervorragenden Ermittler« war runtergegangen wie Öl. Es tat gut, Lob von einer solchen Koryphäe zu hören. Der Mann war eine Institution, war Jahrzehnte im Geschäft und kannte die Stärken und Schwächen von Ermittlungsbeamten. Oft genug hatte er als Sachverständiger im Gerichtssaal mitansehen müssen, wie offensichtlich Schuldige wegen irgendwelcher Fehler bei den Ermittlungen freigesprochen wurden. Eine Tatsache, die für sie beide nicht nur unerträglich, sondern geradezu perfide war. Wahrscheinlich wäre Köfler auf freiem Fuß geblieben, wenn Margraf nicht insistiert hätte. Bisher lag seine Aufklärungsquote bei hundert Prozent. Das durfte gern so bleiben.

»Sie fragen mich, ob es eine Beziehungstat war? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß eins ... Oder besser gesagt: Von einem gehe ich nach dreißig Jahren Berufserfahrung aus.«

»Und das wäre?«

Von der Straten musterte Margraf einen Moment lang. Dann stellte er seinen Kaffeebecher beiseite, trat an den Leichnam und schloss den Reißverschluss der Plastikfolie genauso behutsam, wie er ihn geöffnet hatte.

»Also, die Geschichte geht so: Er vergewaltigt das Mädchen, okay? Als er fertig ist, setzt sein Verstand ein. Er realisiert, dass die ganze Sache gefährlich für ihn werden könnte. Das ist möglicherweise der Moment, in dem das Mädchen zu fliehen versucht. Er denkt an das Messer, das er mitgenommen hat – für alle

Fälle –, sieht sich vielleicht schon im Knast und zählt eins und eins zusammen. Er läuft ihr nach und sticht auf sie ein, wahllos, wie besessen. Er muss die Vergewaltigung vertuschen, er muss dafür sorgen, dass er deswegen nicht zur Rechenschaft gezogen wird. Also sticht er wieder und wieder zu. Bis sie daliegt und schreit oder nur noch wimmert. Und jetzt sieht er keinen anderen Ausweg mehr. Sie muss weg, ganz weg. Sie darf nie mehr reden, nie der Polizei erzählen können, was ihr passiert ist. Da nimmt er sein Messer, beugt sich über sie und durchtrennt ihr fein säuberlich die Kehle, von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. Jetzt erst kann er sicher sein, dass sie für immer schweigt. Aus meiner Sicht ein klarer Mord zur Verdeckung einer Straftat.«

Von der Straten löste die Arretierung der Bahre und schob sie zurück in die Wand. »Eine Beziehungstat ...«, fuhr er fort. »Ja, vielleicht. Aber es kann auch jemand gewesen sein, der zuvor keinerlei Kontakt zum Opfer hatte und nach der Vergewaltigung einfach die Kontrolle verloren hat. Wäre nicht das erste Mal.« Er streifte die Handschuhe ab, warf sie in den Mülleimer und musterte Margraf wieder.

Chris Roberts sang *Du kannst nicht immer siebzehn sein*. Margraf war drauf und dran, das Radio auszuschalten. Die Musik war nicht zu ertragen.

So, wie der Täter das Opfer zugerichtet hatte, war es ihm vermutlich nicht nur um das Verdecken seiner Vergewaltigung gegangen. Wer derart wütete, musste voller Hass oder Rachsucht sein – Motive, die ihre Wurzeln zumeist in einer tief empfundenen Kränkung fanden. Und das sprach durchaus dafür, dass sich Täter und Opfer gekannt hatten.

»Ach«, sagte von der Straten. »Bevor ich es vergesse: Schauen Sie mal, was ich noch habe.« Er hielt ein kleines, durchsichtiges Tütchen in die Luft, in dem sich zwei Groschen befanden.

»Hatte sie die bei sich?«, fragte Margraf.

»Die lagen ein paar Meter von der Leiche entfernt im Gras. Ihre Fingerabdrücke sind darauf. Sie wird sie vermutlich verloren haben.«

Margraf nahm das Tütchen und betrachtete die Münzen, zwei messingfarbene Zehnpfennigstücke. Sie zeigten keinerlei Auffälligkeiten, nicht einmal Dreck oder Grasreste klebten daran. »Vielleicht hat sie versucht, irgendjemanden anzurufen, bevor sie zum Täter in den Wagen gestiegen ist.« Er gab das Tütchen von der Straten zurück.

Der Gerichtsmediziner schaute sein Gegenüber mit zusammengekniffenen Augen an.

»Was ist?«, fragte Margraf.

Von der Straten lächelte, zog seinen Kittel aus und legte ihn über seinen Unterarm. »Ich möchte nicht unhöflich sein, aber hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Ihr Schnäuzer schief ist? Also ... Ich meine ... ein bisschen ... nur ein klein wenig, aber es fällt mir jedes Mal auf, wenn ich Sie sehe. Er ist links länger als rechts.«

Der Mann war wirklich unglaublich. Dass er ausgerechnet in diesem Moment und unter diesen Umständen auf den Bart zu sprechen kam ... Margraf verschlug es die Sprache, er schüttelte nur den Kopf.

»Entschuldigung, ist ja auch nicht so wichtig«, sagte von der Straten. »Also, was haben Sie jetzt vor?«

Als Erstes, wenn er zu Hause war, würde er im Badezimmer nach der Bartschere suchen.

»Ich werde bei den Eltern ansetzen. Der Vater hat sich von der Mutter getrennt, kaum dass Nina geboren war. Er hat sich nie um seine Tochter gekümmert. Mal sehen, wo ich ihn finde und wie er sich zu der Sache äußert.«

»Und was ist mit der Mutter?« Von der Straten trank langsam einen weiteren Schluck. Der Kaffee musste längst kalt sein.

»Charlotte Markowski«, antwortete Margraf. »Ich habe ihr die Nachricht vom Tod ihrer Tochter überbracht. Sie ist zusammengebrochen. Ein Rettungswagen hat sie ins Lüneburger Krankenhaus gefahren. Ich muss schauen, ob sie schon vernehmungsfähig ist.«

»Verstehe. Das eigene Kind zu verlieren muss grauenhaft sein.«

Margraf hatte Charlotte Markowski aufgefangen, als ihr die Knie weggesackt waren. *Nein. Nein. Das stimmt nicht. Sie lügen*, hatte sie immer wieder gestammelt. Ihre Tochter sei oben in ihrem Zimmer. Charlotte bringe ihr später Tee. Sie bringe ihr jeden Abend Tee.

»Nina war ihr Ein und Alles«, sagte Margraf. »Manch einer geht an so was kaputt.«

Von der Straten klopfte ihm auf die Schulter, als wollte er ihn trösten. »Ein so junges Leben ... einfach ausgelöscht. Eine verdammte Verschwendung, ich sag's Ihnen.«

Margraf ging zur Tür und nahm seinen Mantel vom Haken. Bevor er den Raum verließ, drehte er sich noch einmal um. »Darf ich Ihnen auch eine persönliche Frage stellen, Herr Professor?«

Von der Straten zog die Augenbrauen hoch.

»Warum hören Sie ständig diese grauenhafte Musik? Deutscher Schlager ist Folter.«

Von der Straten lachte, trat zum Radio und drehte es lauter. Eine Frau sang davon, ganz Paris träume von der Liebe.

»Heile Welt«, rief er. »Wunderbare, heile Welt.« Er begann zu tanzen.

Der Kerl war wirklich durchgeknallt. Aber mancher Wahnsinn ließ sich wohl nur mit Wahnsinn ertragen.